

it



# WEIHNACHTEN *in der* BADEWANNE



Besinnliche Adventszeit? Geruhiges Fest? Wohl eher: hektische Weihnachtseinkäufe in letzter Minute, aufwendige Vorbereitungen für das Festtagsmenü, anstrengende Familienbesuche. Wer träumt nicht davon, all dem zu entfliehen? Die in diesem Band versammelten Geschichten über die Liebe zur Weihnachtszeit lassen den ganzen Trubel vergessen. Dafür sorgen T. C. Boyle, Alex Capus, Doris Dörrie, Karen Duve, Wladimir Kaminer, Christoph Peters, Bärbel Reetz und viele andere.

insel taschenbuch 4181  
Weihnachten in der Badewanne





# **Weihnachten in der Badewanne** *Liebesgeschichten*

Herausgegeben von Mia Mürren  
Insel Verlag

Umschlagfoto: Masterfile

Erste Auflage 2012

insel taschenbuch 4181

Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2012

Quellennachweise am Schluss des Bandes

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: bürosüd, München

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35881-7

# Inhalt

## *Macht auf die Tür*

David Lodge, Pastorale . . . . .	11
Alex Capus, Fremde im Zug . . . . .	25

## *Das Fest der Liebe*

Mika Waltari, Heiligabend, ein Mietwagen und ein Happy End . . . . .	43
Muriel Spark, Weihnachtsfuge . . . . .	52

## *Wieder vereint*

T. C. Boyle, Tauwetter . . . . .	65
Bärbel Reetz, Weihnachten geschlossen . . . . .	86

## *Schöne Bescherung*

Doris Dörrie, Zimmer 645 . . . . .	95
Alexander Osang, Stille Nächte . . . . .	100
Henry Slesar, Der Mann, der Weihnachten liebte . . .	110

## *In einer Winternacht*

Wladimir Kaminer, Superman und Superfrau . . . . .	137
Christoph Peters, Sven Hofstedt sucht Geld für Erleuchtung . . . . .	142
Karen Duve, Obst und Gemüse . . . . .	157

<i>Quellenverzeichnis</i> . . . . .	169
-------------------------------------	-----





*Macht auf die Tür*



## David Lodge

### *Pastorale*

Di *da* da, di *da* da, dida, dida, dida . . .

Wenn ich die ersten Takte des Hirtengesangs aus Beethovens *Pastorale* höre, fällt mir sofort wieder ein, was ich alles auf die Beine gestellt habe, um die Jungfrau Maria in die Arme zu nehmen – will sagen Dympna Cassidy, die damals die Jungfrau Maria spielte. Damals – das war ein Weihnachtsfest in den fünfziger Jahren, der Anlaß ein Krippenspiel, das ich für den Jugendklub Unserer Lieben Frau vom Immerwährenden Beistand in Südlondon inszeniert hatte, worunter man sich vorzustellen hat, daß ich das Stück schrieb, Regie führte, die Rollen besetzte, die Bühnenbilder entwarf und natürlich die Musik aussuchte. Nur die Kostüme nähte ich nicht selbst, dafür spannte ich meine treusorgende Mutter und meine grollenden Schwestern ein.

Das hört sich an, als sei ich damals schon verrückt aufs Theater gewesen, aber das war, als ich dieses Projekt in Angriff nahm, durchaus nicht der Fall. Ich war in der letzten Klasse des Katholischen Gymnasiums St. Aloysius, hatte Englisch, Französisch, Latein und Wirtschaftskunde als Leistungsfächer und wollte Jura studieren, um Anwalt zu werden (diesen Floh hatte mir mein Vater, seines Zeichens Bürovorstand in einer Rechtsanwaltskanzlei, ins Ohr gesetzt; sein sehnlichster Wunsch war es, mich demaleinst als Staranwalt zu sehen). Damals hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich mal als Regisseur beim Musical lan-

den würde, und zwar hauptsächlich in Gastspielen von bewährten Oldies wie *Oklahoma!* und *The King and I*.

Vor ein paar Jahren habe ich allerdings auch in einem neuen Musical im Westend Regie geführt, dessen Ruhm sich bedauerlicherweise nicht sehr weit verbreiten konnte, weil es nach drei Wochen wieder abgesetzt wurde. Große Hoffnungen setzte ich auf mein neues Projekt, *Cleo*, ein Musical *nach Antonius und Cleopatra*, das ich selbst geschrieben habe.

Doch ich schweife ab. Zurück zu dem Krippenspiel mit dem wenig originellen Titel *Die Weihnachtsgeschichte*. Der ursprüngliche Titel war *Frucht ihres Leibes*, womit ich auf den entschiedenen Widerstand des Gemeindepfarrers Father Stanislaus Lynch stieß; die Auseinandersetzung um den Titel war der erste, aber nicht der letzte Strauß, den ich wegen des Krippenspiels mit ihm ausfocht. Er fand ihn anstößig. Die Worte seien schließlich, konterte ich, Teil des *Ave Maria*. Aus dem Zusammenhang gerissen, behauptete er, ergäben sie einen ganz anderen Sinn. »Und *im* Zusammenhang«, sagte ich, »ergeben sie überhaupt keinen Sinn, weil Katholiken ihre Gebete bekanntlich herunterleiern, ohne sich die mindesten Gedanken um den Inhalt zu machen. Mein Krippenspiel legt es darauf an, sie aus ihrer geistigen Dumpfheit zu reißen und ihnen bewußt zu machen, worum es bei Weihnachten eigentlich geht – um die Menschwerdung Christi nämlich.« Ich war – zumindest auf der Ebene intellektueller Auseinandersetzungen – gewandt und zungenfertig. Auf anderen Gebieten, wenn Mädchen ins Spiel kamen beispielsweise, war es mit meiner Selbstsicherheit nicht so weit her.

Father Stan, wie wir ihn nannten, blieb hart. »Alles gut

und schön, aber meinst du etwa, ich hänge ein Plakat an die Kirchentür, auf dem für eine Aufführung mit dem Titel *Frucht ihres Leibes* geworben wird? Der Mütterkreis würde mir schön was erzählen!« Zu Hause führte ich laute Klage über diesen Fall kleinlich-kirchlicher Zensur; erst als eine meiner Schwestern sagte, ein bißchen abartig fände sie den Titel schon, sie müsse dabei einerseits immer an Ananas und Bananen, andererseits an Wörter wie Leibchen oder Leibgedinge denken, verzichtete ich auf weitere Gegenargumente.

Di *da da*, di *da da* . . . Es gab noch andere Stücke in der *Weihnachtsgeschichte*, die während des Kulissenwechsels hinter dem Vorhang gespielt werden und auf das nächste Bild einstimmen sollten. Für die Verkündigung hatte ich Gounods *Ave Maria* vorgesehen, für die Heiligen Drei Könige ein Thema aus Rimskij-Korsakows *Scheherazade* und für die Flucht aus Ägypten den *Walkürenritt*. Mein Vater besaß eine ganz ordentliche Sammlung klassischer Musik auf Schellackplatten, die ich auf unserer Musiktruhe abspielen durfte, einem nußbaumfurnierten Ungetüm, das im Erker unseres Vorderzimmers stand. Allein der »Hirtengesang« aber löst die Erinnerung an dieses Stück und an Dymrna Cassidy aus. Ursprünglich diente er als Einstimmung auf die Szene, in der die Hirten nach Bethlehem eilen, um dem Jesuskind zu huldigen, aber im Verlauf der Proben tauchte er auch in anderen Szenen auf.

Angefangen hatte die ganze Geschichte an einem Samstagabend Anfang November bei einer Tanzerei im Jugendklub. Father Stan und ich saßen auf Klappstühlen am Rand der Tanzfläche, sofern die staubig-splitttrigen Dielenbretter des Gemeindesaals eine solche Bezeichnung überhaupt

verdienen, und sahen den Paaren zu, die sich über die Tanzfläche schoben, während Nat King Coles *Too young* aus einem Koffergrammophon dröhnte.

Ich saß dort, weil ich nicht tanzen konnte und den Eindruck zu erwecken suchte, daß ich nicht tanzen wollte, während ich in Wirklichkeit nur aus Angst, mich beim Tanzenlernen der Lächerlichkeit auszusetzen, das Mauerblümchen mimte. Zu diesen Abenden kam ich in meiner Eigenschaft als Klubsekretär und getrieben von dem sorgfältig geheimgehaltenen Verlangen nach Dympna Cassidy, auch wenn ich tausend Qualen litt, wenn ich mit ansehen mußte, wie ein anderer Partner sie in den Armen hielt. Zum Glück waren die meisten Jungen im Klub genauso gehemmt wie ich, so daß häufig wohl oder übel zwei Mädchen miteinander tanzen mußten, so wie Dympna und ihre Freundin Pauline, die sich an jenem Abend zu den kleistrigen Klängen von *Too young* wiegten. Im übrigen verbot das Klubprotokoll bei männlichen Partnern jeden engen Kontakt zwischen den Paaren, und aus diesem Grunde beehrte uns auch Father Stan bei diesen Anlässen stets mit seinem Besuch. Seine Aufgabe war es, dafür zu sorgen, daß zwischen den Tanzpartnern immer Licht zu sehen war.

*They say that we are much too young,  
Too young to really be in love . . .*

Nicht, daß ich in Dympna Cassidy verliebt gewesen wäre; ebendas war das Problem.

Sie war eine dralle Schönheit mit jadegrünen Augen und kupferrotem Haar, das, zu besonderen Anlässen frisch

gewaschen, ihr Gesicht in einer naturkrausen, schimmernden Wolke umstand. Ihr Teint hatte das strahlend durchscheinende Weiß einer schönen Alabasterfigur, ihre Lippen waren zu einem bezaubernden Schmollmund aufgeworfen. Wenn sie lächelte, erschienen zwei Grübchen in ihren Wangen, die aussahen wie kleine Wimpel und mich immer an ihren Namen erinnerten. Ihren Vornamen, wohlgermerkt. Während Cassidy einiges an poetischer Klangfülle vermissen ließ, paßte Dympna wunderbar – nicht nur zu den Wimpelgrübchen, sondern zu dem ganzen Mädchen. Die Silben hatten einen sanft-nachgiebigen, kurvigen Klang; genau so stellte ich mir ihren Körper in meinen Armen vor. Wie ich mich danach sehnte, diesen Körper in die Arme zu schließen! Wie es mich drängte, diese sinnliche Fülle einem Kissen gleich an meine Brust zu drücken, meine Lippen in der aus tausend Liebeszenen im Kino vertrauten Manier auf den hinreißenden Schmollmund zu legen! Aber ich war weder in Dympna Cassidy verliebt noch bereit, Verliebtheit zu heucheln. Und zu jener Zeit und in meinen Kreisen waren das die einzigen Möglichkeiten, einen Kuß von einem Mädchen wie Dympna zu ergattern. Mit anderen Worten: Ich hätte mich öffentlich, als fester Freund, zu ihr bekennen müssen.

Und an dieser Stelle muß ich ein recht schmachvolles Geständnis ablegen: Ich war mir zu gut, um Dympna Cassidy den Hof zu machen. Nicht nur, weil sie aus sehr einfachen Verhältnissen stammte; ihre große Familie – eine rechte Lotterbande – wohnte in einer Sozialsiedlung zur Miete, während wir ein Eigenheim besaßen, ein reputierliches viktorianisches Reihenhaus mit einer kleinen

Vortreppe, die zur Haustür führte. Und nicht nur, weil sie auch in Sprache und Ausdrucksweise ihre bescheidene Herkunft nicht verleugnen konnte. Mit diesen Handicaps hätte ich leben können, wenn ihre äußeren Reize eine auch nur annähernde Entsprechung in ihrer geistigen Ausstattung gefunden hätten. Leider herrschte in ihrem Kopf – wenn man von ein paar Popsongs, Namen von Filmstars, Neuigkeiten vom Modemarkt und Tratsch über ihre Lehrer absah – gähnende Leere. Die Aufnahmeprüfung fürs Gymnasium, die mein erstes großes Erfolgserlebnis gewesen war, hatte sie nicht bestanden und ging nun auf den sogenannten kaufmännischen Zweig einer Mittelschule, wo sie zur Stenotypistin ausgebildet wurde, wollte aber später versuchen, einen Job als Verkäuferin in einem Modegeschäft zu bekommen. All das wußte ich, weil ich jede Gelegenheit nutzte, mich mit ihr zu unterhalten – nach der Sonntagsmesse vor der Kirche, beim Aufräumen nach einem Klubabend im Gemeindesaal oder bei einem der Ausflüge des Jugendklubs nach Kent. Daß Dympna sich für mich interessierte, merkte ich natürlich. Der etwas stutzerhafte Aufzug, in dem ich mir gefiel, wenn ich nicht in meiner Schuluniform herumlaufen mußte, die langen Haare, die grüne Cordjacke mit der mostrichfarbenen Weste – das alles fand sie spannend und außergewöhnlich. Sie hatte in der Gemeinde viele Verehrer, aber keinen festen Freund und hätte mich bestimmt nicht abgewiesen, wenn ich den ersten Schritt getan hätte.

Doch davor scheute ich zurück. Meine Zukunft war klar vorgezeichnet und eine Dympna Cassidy darin nicht vorgesehen: Studium, Prüfungen, Auszeichnungen, Preise; Jahre harter Arbeit und strikter Selbstverleugnung und



als Belohnung schließlich eine Karriere als angesehener Jurist. In den Kreisen der Cassidys sah man das ganz anders; die Dympnas dieser Welt gingen möglichst bald von der Schule ab, suchten sich einen Job – er durfte gern banal und trist sein – und lebten fortan für Freizeit und Urlaub, für Tanzen, Einkaufengehen, Kino, »Amusement«. Sie verläpperten ihre Jugend in einer Orgie unbekümmerter, oberflächlicher Vergnügungen, um dann, dem Beispiel ihrer Eltern folgend, in ein dumpf-domestiziertes Erwachsenenleben hinüberzugleiten, in dem sie ihre liebe Not hatten, mit dem Geld, das hinten und vorn nicht reichte, die Familie durchzubringen. Wenn ich mich auf Dympna einließ, würde auch ich durch sie unweigerlich in diese Niederungen geraten. Ein Kuß – das war meine feste Überzeugung –, und das Unglück war geschehen. Ein Kuß – und ich war auf dem besten Wege zu einer verfrühten und unvernünftigen Ehe. Und eine verheiratete Dympna würde ihre Reize nicht lange behalten. Wenn man sich ihre Mutter ansah, konnte man sich Dympna in zwanzig Jahren vorstellen: Hängebusen, eine vom Kinderkriegen ruinierte Figur, eingefallene Wangen, weil die Backenzähne fehlten. Dympna wird nie wieder so schön sein wie jetzt, sagte ich mir bedrückt, während sie Pauline beim Foxtrott führte und dummes Zeug über irgendwelche Schuhe schwätzte, die sie in einem Schaufenster gesehen hatte. Das Thema schien die beiden sehr zu beschäftigen. Wenn sie an mir und Father Stan vorüberwirbelte, hörte ich sie von nichts anderem reden.

»Du kennst doch Mrs. Noonan, die Lehrerin in unserer Vorschule«, sagte der Pfarrer unvermittelt. Ich nickte. Vor zehn Jahren war ich einer ihrer Schüler gewesen. »Und

du weißt, daß sie zu Weihnachten mit den Kleinen immer ein Krippenspiel aufführt. Nun muß sie aber nächste Woche zu einer Operation ins Krankenhaus und ist bis Januar krank geschrieben, und da habe ich gedacht, ob das nicht in diesem Jahr der Jugendklub übernehmen könnte. Das Krippenspiel, meine ich. Es wäre schön, mal etwas . . . Erwachseneres zu zeigen. Etwas, das der Gemeindejugend etwas zu sagen hat. Ob du da was organisieren könntest, Simon?«

»Wird gemacht!«

»Na wunderbar«, sagte der von meiner prompten Zusage etwas verblüffte Pfarrer. »Hast du auch wirklich Zeit dafür? Ich weiß, daß sie euch in St. Aloysius ganz schön rannehmen.«

»Das schaff ich schon, Father, verlassen Sie sich nur auf mich.«

»Sehr nett von dir, wirklich. Ich schau mal nach, ob die Catholic Truth Society ein passendes Stück hat. Das von Mrs. Noonan ist wohl nicht ganz das Richtige für unsere Zwecke.«

»Ich werde das Stück selber schreiben.«

Er hatte kaum von dem Krippenspiel angefangen, als mir schon ein verlockendes Bild vor Augen stand: Dympna Cassidy als bildschöne Muttergottes, das kupferfarbene Haar wie ein Heiligenschein im Rampenlicht leuchtend, daneben ich selbst als der heilige Joseph, der ihr, den Arm um ihre Schultern, vielleicht sogar um die Taille gelegt, auf der Reise nach Bethlehem zur Seite steht. Ein ideales Alibi für engen Körperkontakt zu Dympna Cassidy, ohne irgendwelche moralischen oder emotionalen Verpflichtungen einzugehen.

»Vor der Aufführung will ich den Text natürlich noch sehen. Damit sich keine Ketzereien einschleichen ...«  
Father Stan fletschte in einem wölfischen Grinsen die schiefen, nikotingelben Zähne.

Ich schrieb das Stück unglaublicherweise an nur zwei Wochenenden. Mit Einladungen zum Vorsprechen hielt ich mich nicht auf. Erstens war dazu keine Zeit mehr, und zweitens wäre sowieso keiner gekommen. Der Jugendklub Unserer Lieben Frau zum Immerwährenden Beistand hatte keine thespische Tradition. Ich suchte mir für mein Ensemble die vielversprechendsten Klubmitglieder aus und engagierte sie ohne Leseprobe. Natürlich sprach ich zuerst Dympna Cassidy an. Als ich ihr sagte, daß ich sie für die Jungfrau Maria vorgesehen hatte, errötete sie vor Freude, dann aber schüttelte sie den Kopf, biß sich auf die Unterlippe und sagte, sie habe noch nie im Leben auf einer Bühne gestanden. Keine Sorge, sagte ich, ich hätte einschlägige Erfahrungen aus etlichen Schulaufführungen und würde ihr helfen. Ich freute mich schon auf trauliche Nachhilfestunden zu zweit in unserem Wohnzimmer mit passenden Weisen aus der Musiktruhe. Di *da* da, di *da* da . . . Hatte ich diese Melodie in dem Moment schon im Hinterkopf?

Ich schob es immer wieder auf, Father Stan den Text zu zeigen, mit der Begründung, wir seien immer noch am Umschreiben. Schließlich aber witterte er Unrat, beschaffte sich über einen der Mitwirkenden das Buch, und es gab einen fürchterlichen Krach. Eines Abends stand er, den zusammengerollten Text in der Hand wie einen Marschallstab, vor unserer Haustür. Zum Glück waren meine

Eltern nicht da. Wütend fuchtelte er mir mit der Rolle unter der Nase herum. »Was soll dieser Schund? Wie kannst du es wagen, die fleckenlose Reinheit unserer Lieben Frau zu besudeln?«

Ich wußte natürlich, was er meinte – die Regieanweisung am Ende der ersten Szene des ersten Akts: *Joseph und Maria umarmen sich.*

Die Bibel gab für diese Stelle eingestandenermaßen nicht viel her, ich hatte meine Phantasie zu Hilfe nehmen müssen, um anschaulich zu machen, was für ein Leben Maria während ihrer Verlobungszeit mit Joseph geführt hatte, bevor sie auch nur ahnte, daß sie die Muttergottes werden würde. Ich hatte mich um Modernität bemüht – ein Jahrzehnt später hatte man »Relevanz« gesagt – und versucht, statt frommer Platitüden und biblischer Altertümelei Alltagssprache und ungekünsteltes Benehmen auf die Bühne zu bringen. Mit einem Wort: etwas, das modernen Teenagern etwas zu sagen hatte. Ich stellte mir Maria in dieser Phase ihres Lebens als ein vergnügtes, temperamentvolles, ja ausgelassenes junges Mädchen vor, das mit einem recht gesetzten älteren Mann verlobt ist. Ich schrieb eine Szene, in der Maria zu Joseph in die Zimmermannswerkstatt kommt und versucht, ihn zu einem Spaziergang zu überreden, und es kommt zu einer harmlosen Kabbele. Rasch aber vertragen sie sich wieder und besiegeln ihre Versöhnung mit einem Kuß.

Mehrere Mitspieler meldeten während der ersten Leseprobe bei dieser Szene Bedenken an. Für Verlobte, argumentierte ich, sei dieses Verhalten schließlich naheliegend, zumal sie zu diesem Zeitpunkt ja noch nicht wußten, daß sie den Messias in die Welt setzen würden. Dympna